

Sanna Schondelmayer

Binder, Beate; Kerner, Ina; Kilian, Eveline; Jähnert, Gabriele; Nickel, Hildegard (Hrsg.): Travelling Gender Studies. Grenzüberschreitende Wissens- und Institutionentransfers. (Forum Frauen- und Geschlechterforschung Band 33). Münster: Westfälisches Dampfboot 2011, 244 S., ISBN: 978-3-89691-233-6, 27,90 €

Selbstverortung

In dieser Rezension spricht eine Europäische Ethnologin mit einem Forschungsschwerpunkt auf Polen, Migration und Globalisierungsprozesse über ihre Wahrnehmung des vorliegenden Sammelbandes „Travelling Gender Studies“.

Der erste Blick auf „Travelling Gender Studies“ löst bei mir verschiedene Assoziationen und Erwartungen aus. Ist dieser Band eine Vertiefung des Sammelbandes „Gender Mobil?“ Hat hier eine internationale Gruppe von Wissenschaftler*innen die Reise – mit all ihren Irrwegen, Einbahnstraßen und Stolpersteinen – eines Konzeptes nachgezeichnet? Um welche, im Untertitel angesprochenen, Institutionen geht es hier? Um ein akademisches Fach, um Verbände und Vereine von Aktivist*innen? Ich bin gespannt. In der Inhaltsangabe des Buches wird der Raum des „grenzüberschreitenden Wissens- und Institutionentransfers“ weiter präzisiert. Es geht, so verstehe ich nun, um einen historischen Blick auf die Bewegungen eines Konzeptes zu Zeiten des sogenannten eisernen Vorhangs sowie der nachfolgenden Zeit, die auch hier mit dem Schlagwort der Transformation gefasst wird. Die Lektüre verspricht spannend zu werden. Wie zeigten sich Formen des „Zirkulierens, Übersetzens, Adaptierens und Veränderns“ (S. 7) in Zeiten monolithisch behaupteter Dichotomien von Ost und West, von Kapitalismus und Sozialismus? Und wie positionieren sich die Autorinnen zum in die Kritik geratenen Konzept der Transformation? Wird die darin meist implizierte monolineare Bewegung von Ost nach West anhand empirischer Befunde und theoretischer Reflexionen gebrochen? Als ich schließlich, nach einem ersten Überfliegen der Einleitung, darüber informiert bin, dass das Buch das Produkt einer gleichnamigen Konferenz darstellt, sind meine Erwartungen an bis dato unbenannte und zumeist unbekanntere Verbindungen, Analogien und Perspektivverschiebungen auf dem Feld der Grenz- und Transformationsforschungen riesig. Ein schlechter Start, um nicht enttäuscht zu sein, das möchte ich hier betonen, um deutlich zu machen auf welcher Grundlage einzelne Kritikpunkte, die ich äußern möchte, zu lesen sind.

Aufbau und Inhalt

Der Sammelband enthält insgesamt dreizehn Aufsätze, die in drei Kapitel aufgeteilt sind. Das erste Kapitel trägt die Überschrift „Deutsch-deutsche Dynamiken in der Frauen- und Geschlechterforschung“ und vereint Texte von Hildegard Maria Nickel (Berlin), Irene Dölling (Potsdam), Gudrun-Axeli Knapp (Hannover) und Susanne Maurer (Marburg).

Das zweite Kapitel versammelt Autorinnen, die sich mit dem „Wandel und Transfer in post-sozialistischen Staaten“ auseinandersetzen. Andrea Krizsan (Budapest), Andera Pető, Božena Choluj (Frankfurt/Oder), Hana Hašková (Prag) sowie Eva Maria Hinterhuber (Hagen) und Andrea Strasser-Camagni (Wien) setzen den Fokus vor allem auf die „lokale Auseinandersetzung und die damit einhergehenden jeweiligen Akzentsetzungen“ (S. 8) der reisenden Konzepte und des bewegten Wissens zu Gender und Genderinstitutionen.

Das dritte Kapitel umfasst „Theoretische Interventionen“ und lenkt den Blick auf „Colour, Gender and Justice“, Intersektionalität, die Differenz und Kontroversen zwischen „Aktivis-

mus und Akademie“ (S. 203) und schließlich das „konfliktreiche Verhältnis“ (S. 220) von Queer Studies und Gender Studies. Hier schreiben Rosemarie Buikema (Utrecht) Ina Kerner (Berlin), Isabell Lorey (Berlin/Wien) und Eveline Kilian (Berlin).

Jeder Artikel hätte es verdient ausführlich besprochen zu werden, wird doch insbesondere in den ersten beiden Kapiteln ein (Erfahrungs-) wissen zugänglich gemacht, das bisher nicht im Licht des akademischen Diskurses stand, vielmehr dominierte bis dato die westdeutsch geprägte Narration vom Beginn des akademischen Feminismus in den 1960er Jahren, der meist in Zusammenhang mit den sogenannten `68ern erinnert und beleuchtet wird. „Die Erzählung“, so beschreibt es Beate Binder so wunderschön bildhaft, „verläuft dann von Tomatenwürfen, über Selbsterfahrungsgruppen, Sommeruniversitäten hin zu den Anfängen der Frauenforschung“, die sich ab den 1980er Jahren „zur umfassenden Geschlechterforschung zu transformieren begann“ (S. 10). Die Autorinnen des vorliegenden Sammelbandes schaffen es mit ihren Fallstudien, diese „invented history“ gegen den Strich zu bürsten und andere Perspektiven zugänglich zu machen. Wunderbar! Die große Bandbreite und unterschiedliche Fokussierung bringt es aber (leider) mit sich, dass die jeweiligen Artikel nicht angemessen besprochen werden können und so bleibt mir an dieser Stelle nur, ein paar Blitzlichter aus den einzelnen Beiträgen hervorzuheben und Ihnen die eigene Lektüre der sehr guten Beiträge nahezu legen.

Blitzlichter

Sowohl Hildegard Maria Nickel, als auch Božena Chołuj verdeutlichen die Relevanz des „literarischen Feminismus“ in der DRR und in Polen für „diese Entwicklungen in Richtung einer selbstbestimmten kritischen Frauenforschung“ (S. 27f. und S. 124-129.). Beide Autorinnen sowie Andera Pető, Irene Dölling und Hana Hašková beleuchten strukturelle, ökonomische und ideologische Bewegungen und Verwerfungen in den akademischen Institutionen und machen deutlich, in welchem Wechselspiel, aber auch Spannungsverhältnis Akademie und Aktivismus stehen. Einen besonderen Schatz stellen dabei die persönlichen Erinnerungen und Dokumente (alte Publikationen, Notizen, Protokolle) dar, die als Erinnerungsstütze an die Rückblicke auf Positionen und Positionsverschiebungen genutzt werden. Die grenzüberschreitende Zirkulation von Geschlechterwissen, aber eben auch die Mobilitätsverhinderer zeichnen Susanne Maurer, Eva Maria Hinterhuber, Andrea Strasser-Camagni nach. Besonders bemerkenswerte finde ich die hier geschilderten Konfrontationen im Wettstreit um die Mobilitätsroute und damit insbesondere um den Mobilitätsstartpunkt des Konzeptes „Gender“, der zwischen „West- und Ost-Feministinnen“ (S. 147) geführt wird. Die Übernahme, aber auch Distanzierungspraktiken des Staatsfeminismus im Sozialismus und sein nachwirkender Einfluss auf Argumentationslinien und Selbstverständnisse werden von den in Kapitel 1 und 2 versammelten Autorinnen sehr anschaulich nachgezeichnet. Einen anderen Zugang als die akademische oder aktivistische Auseinandersetzung mit dem Konzept der Gender Studies zur Frage der Reise(-möglichkeiten) von Geschlechter(politischen) Konzepten wählt Andrea Krizsan. Sie zeigt, wie ausgehend von mehreren „Wellen“ von Gleichstellungsprinzipien und -förderungen durch UN- und EU-Konferenzen und Fördertöpfe Konzepte von Geschlecht und Gender in Bewegung gerieten und gebracht wurden. Besonders instruktiv finde ich auch die detaillierte Darstellung der Situation der Gender Studies in der ungarischen, tschechischen und polnischen akademischen Landschaft. In der Verbindung unterschiedlicher Strömungen, die auf die akademischen Landschaft in Ungarn einwirken und einwirkten, wie der politische Einfluss der Sowjetunion, der EU-Beitritt und die Bologna-Reform, zeigt z.B. Andrea Pető auf, welche Relevanz auch die Namensgebung für die Anerkennung eines Studienfaches hat. „Studies“, so macht

sie deutlich, habe in Ungarn im Gegensatz zu Wissenschaft oder „Forschung“ eine pejorative oder zumindest herabsetzende Konnotation, was bereits den ersten Kontakt mit einer Institution, die „Gender Studies“ betreibt vorzeichne. Während in den ersten beiden Kapiteln meist ethnographisch dicht im Beziehungsfeld von Akteur*innen, Institutionen und Diskursen/Ideologien auf den Transfer von Konzepten und deren lokale Ausprägung, -legung und Verfestigung geblickt wird, verfolgen die Autorinnen, die im letzten Kapitel gebündelt wurden, die Frage des grenzüberschreitenden Wissenstransfers über disziplinäre Grenzen hinweg. Wie in den Beiträgen in Kapitel zwei von Božena Choľuj und Hana Hašková angesichts der Frage der Implementierung und Bezeichnung von Geschlechterstudien an Universitäten deutlich wird, zeigt sich die den jeweiligen Sprachen zugrunde liegende unterschiedliche Semantik hinsichtlich der Begriffe Geschlecht, Gender und Sexualität. Eveline Kilian bewegt in Kapitel drei (leider ohne Bezugnahme zu den oben genannten) diese Brüche und Nuancen in ihrem Beitrag und zeigt auf, welche blinden Flecken, welche Ein- und Ausschlussmechanismen und das Dekonstruieren scheinbarer Gegebenheiten durch eine konstruktive Verbindung von Queer Studies und Gender Studies entstehen können. Rosemarie Buikema schlägt, mit Blick auf die „Transformationsprozesse“ Südafrikas und dort evidenter Spannungsverhältnisse, die Verbindung geschlechtertheoretischer und postkolonialer Interventionen als produktive Perspektiverweiterung vor. Ina Kerner zeichnet die Entwicklung des Intersektionalitätskonzeptes nach und schlägt vor, den class-race-gender-Blickwinkel gegen einen kontextsensiblen, lokalen und kategorieoffenen (hinsichtlich der Anzahl und der Auswahl) einzutauschen. Isabell Lorey plädiert für den Blick auf „Kämpfe und Auseinandersetzungen“ (S. 212) als „Ausgangspunkt von Theoriebildung“ und sieht dafür Vorbilder in queeren Analysen sowie der kritischen Migrationsforschung.

Fazit

Der Sammelband schafft es hervorragend, der Leserin und dem Leser einen Einblick zu vermitteln, wie „die Etablierung der Geschlechterforschung“ in verschiedenen Ländern und Kontexten „vonstatten ging“ (S. 8). Das in der Einleitung gemachte Versprechen, mehr über die Verzahnung von und die Einwirkung verschiedenster Akteure und Institutionen auf die Gender Studies und somit ihrer Einbettung in einer „machtvoll strukturierten Landschaft“ zu erfahren (S. 8/9), wird zur vollsten Zufriedenheit eingelöst. Die einzelnen Texte sind spannend und reflektiert geschrieben und nehmen die/den Leser*in mit in bis dato wenig erhellt Wohnzimmer und Sitzungssäle, in denen die Routen der Gender Studies verhandelt und geformt wurden. Spannend sind insbesondere die Zugänge zu und Einblicke in bisher wenig institutionalisiertes Wissen.

Bedauerlich finde ich jedoch, dass ein Brückenschlag zwischen den einzelnen Texten weitgehend ausbleibt und die – auf der Konferenz vermutlich erfolgten – Grenzüberschreitungen, das Aufzeigen von territorial weit entfernten, aber inhaltlich sehr nahen Ideen oder Praxen wenig nachvollziehbar bleibt. So zieht z.B. auch die Einteilung der Kapitel in der Zuordnung der Texte und größtenteils auch der Autorinnen die Grenze zwischen Deutschland und den sogenannten postsozialistischen Ländern – seltsamerweise wird die ehemalige DDR nicht darunter subsumiert? Deutsch-deutsche Wanderungen von Konzepten und Personen sind ohne Frage spannend, ebenso spannend hätte ich aber den Einbezug der ehem. DDR in die Gruppe der postsozialistischen Länder gefunden oder auch die Bezugnahme von weiteren Ländern des östlichen Europas auf die ehemalige BRD. Fand darüber auf der gleichnamigen Tagung ein Austausch statt? Das hätte ich zu gerne erfahren. Beate Binder hat zwar in der Einführung sehr anschaulich und eloquent verschiedene artikelübergreifende Aspekte aufgezeigt und somit Beziehungen zwischen den einzelnen Beiträgen herge-

stellt. Ungehört bleiben jedoch die Verbindungen, die Grenzüberschreitungen und Wissenstransfers, die die Tagungsteilnehmerinnen zwischen ihren Texten doch sicherlich auf der Tagung hergestellt haben. Meine Kritik könnte man – das sei unbenommen – wohl an die meisten aus Tagungen hervorgegangenen Sammelbände richten, nämlich dass viel von den Diskussionen, den Aha-Momenten und heftig geführten Kontroversen in vivo nicht Bestandteil und schon gar nicht Kern eines Tagungsbandes sind. Dabei wäre dies – so hatte ich mir das zumindest im Falle der „Travelling Gender Studies“ erhofft – der eigentliche Mehrwert eines Tagungsbandes, der die Akteur*innen unterschiedlicher nationaler, kultureller und disziplinärer Herkunft versammelt. Möglicherweise eine naive und realitätsferne Hoffnung im Hamsterrad der akademischen Textproduktion, aber die Hoffnung stirbt ja bekanntlich zuletzt.

Magdalena Freudenschuß

Claudia Brunner (2011): Wissensobjekt Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung.

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, 377 S., ISBN 978-3-531-16810-4, 49,95 €

Beunruhigen und irritieren will Claudia Brunner mit ihrer diskursforschenden Arbeit zum Wissenschaftsfeld der hegemonialen Terrorismusforschung. Dabei adressiert sie kritische Sozialwissenschaftler_innen, Terrorismusforscher_innen und Diskurstheoretiker_innen gleichermaßen, wenn auch jeweils auf unterschiedlichen Ebenen. Mit Blick auf die Terrorismusforschung legt die Autorin eine Fundamentalkritik vor, die mit einem breiten Gewaltbegriff operiert und diesem Forschungszweig seine eigene Gewaltförmigkeit mit einer umfangreichen empirischen Evidenz entgegenhält. Diskursforschende können sowohl methodische und methodologische Impulse wie auch eine herausfordernde Reflexion ihrer epistemologischen Traditionen in dieser Arbeit finden. Kritischen Sozialwissenschaftler_innen schließlich eröffnet sich ein Terrain vielfältiger Denkanregungen, theoretischer Querverbindungen und neuer Fragestellungen. Claudia Brunner, selbst feministische Politikwissenschaftlerin, die sich mit dieser Arbeit im transdisziplinären Raum zwischen Gender Studies, Wissenssoziologie, Politikwissenschaft und postkolonialer Forschung positioniert, interveniert mit dieser Arbeit auch in eine gesellschaftliche „Dynamik der Kulturalisierung und Religiosisierung von sozialen und politischen Ereignissen und Verhältnissen“ (357).

Der Titel verrät, was Kernmoment der Arbeit von Claudia Brunner ist: Nicht das Gewalthandeln oder die Gewalterfahrung selbst – in diesem Falle also das Selbstmordattentat –, sondern die Prozesse der Wissensproduktion, die sich an diesem Ereignis festmachen. Mit dieser Volte vom sozialen zum diskursiven Ereignis, von der physischen Gewalt zur epistemischen Gewalt, ein von der Autorin im Anschluss an postkoloniale Theorie ausgearbeiteter Begriff, fordert die Lesenden heraus, Wissensordnungen als machtvolle Konstruktionen zu begreifen. Diese Denkbewegung stellt den Schlüssel zur diskursforschenden Perspektive dar. Mit dem Konzept der epistemischen Gewalt liefert Brunner einen zentralen, feministisch-postkolonial inspirierten Beitrag sowohl zur Diskursforschung als auch zur Gewalt- und Konfliktforschung selbst und öffnet gleichzeitig neue Forschungsfragen (354). Das Konzept der epistemischen Gewalt reorientiert den Blick auf die Macht und Rolle der (akademischen) Wissensproduktion für die Herstellung des Gegenstandes, in diesem Fall das Wissensobjekt Selbstmordattentat selbst. Welche Rolle spielt Wissenschaft in der Produk-

tion von Politikfeldern, in der Aushandlung der Legitimität politischer Gewalt und der Herstellung sozialer wie politischer Identitäten?

Brunner beantwortet diese Frage anhand ihres Materials aus der englischsprachigen Terrorismusforschung auf wegweisende Art. Sie untersucht einen Ausschnitt einer hegemonialen Wissensordnung und wählt deshalb zentrale Arbeiten der englischsprachigen Terrorismusforschung als ihr Untersuchungsmaterial. Als Herausforderung auf Ebene der Darstellung von Forschungsergebnissen ergibt sich dabei die Frage der Abgrenzung des Untersuchungsfeldes: Die, für viele hegemonie- und herrschaftskritische Zusammenhänge schwierige Frage, wie sich Mainstreamforschung definieren lässt, führt auch in dieser Arbeit zu der ein oder anderen irritierenden Passage. Die Markierung der Grenze zwischen kritischen Stimmen und hegemonialen Positionen und damit die Ausweisung von bestimmten Autor_innen der Terrorismusforschung als Beleg und theoretischer Bezugspunkt, nicht aber als Material, ist nicht durchgängig erfolgreich. Durch partielle Nicht-Benennung der Kontexte von zitierten Autor_innen ergeben sich gerade im theoretischen Teil einige Unklarheiten, welche Position diese einnehmen. Dies macht Brunner allerdings durch ihre Stringenz in prozessualen Denken wett: Prozesse finden sich gegenüber Zuständen inhaltlich wie sprachlich betont. Inhaltlich kommt dies in den Fragestellungen zum Ausdruck, die sich immer wieder auf Veränderungen und Dynamiken im Untersuchungsfeld orientieren. Sprachlich setzt Brunner diese prozessorientierte Logik begrifflich um: So spricht sie auf theoretischer Ebene beispielsweise von Dichotomisierungen statt Dichotomien oder in ihrer Empirie von Historisierungen oder Sexualisierungen als Ergebnissen. Diese stringente Konzeptionalisierung setzt sich fort im methodischen Zugang der *Diskursforschung*.

Darüber hinaus wagt die Autorin Schritte in Richtung Dispositivforschung, die bislang wenig erprobt sind. Mit ihrem Materialmix und dem Blick auf die Orte und Wege der Wissensproduktion kann sie auf die Frage nach der Gewaltförmigkeit des untersuchten Wissens komplexe Antworten geben. Die Autorin unterscheidet in ihrem Material zwischen Texten, Grafiken, Schaubildern und Tabellen, Bildern im Blätterinneren und auf Buchumschlägen sowie schließlich Paratexten wie beispielsweise Bildunterschriften, Umschlagtexten und Informationen zu den Autor_innen der untersuchten Werke (62). Brunner zeigt, wie visuelles Material in Kombination mit Texten diskursforschend analysiert werden kann und welche Erzählungen gerade auch visuelles Material anbietet. Methodologisch werden feministische Ansätze der Intersektionalität und Interdependenz mit dem Ansatz der wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Reiner Keller zusammengeführt.

Unbequemt wird die Arbeit, wie die Autorin ihren Zugang selbst charakterisiert (17), in der wissen(schaft)skritischen Perspektive, die sie im Ergebnis als okzidentalistische Selbstvergewisserung benennt. Das stark anwendungsorientierte Spezialwissen der Terrorismusforschung konstruiert systematisch die ganz anderen Anderen. Dabei diene diese Konstruktion der Selbstvergewisserung in der eigenen, okzidentalischen Identität und Politik. Theoretisch fundiert Brunner im zweiten Kapitel diese Ergebnisse erstens mit postkolonialer Okzidentalismuskritik, die sie auch hier schon systematisch auf ihre Fragerichtung umlegt. Feministische Intersektionalitäts- und Interdependenztheorie erlaubt es Brunner zweitens an feministische Forschung der Internationalen Beziehungen anzuschließen und dem Anspruch feministischer Forschung, Herrschaftsverhältnisse in ihrer Komplexität und Verworfenheit zu befragen, gerecht zu werden. Welche Rolle Wissen für gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse spielt, erläutert sie schließlich drittens unter Rückgriff auf die wissenssoziologische Diskursforschung (45).

Brunners Anspruch, die Dispositivforschung voranzubringen, wird im dritten Kapitel zu „Analysen und Interpretationen: Variablen der Sinnformel“ eingelöst. Im ersten Abschnitt

zieht sie hier die großen Linien durch das Material und stellt erste Problematisierungen des hegemonialen Terrorismuswissens vor. So verschwinden in Brunners Material Differenzierungen zwischen ‚suicide bombing‘ und ‚suicide terrorism‘, eine „Veruneindeutigung“, die die Autorin im abschließenden Kapitel in ihrer politischen Problematik nochmals erläutert: Die Frage nach der Grenze zwischen legitimer und illegitimer Gewalt wird so entschärft, gerade weil die differenzierende analytische Sicht verloren geht (342). Brunner verortet in diesem ersten empirischen Kapitel die Terrorismusforschung, also ihren Untersuchungsgegenstand, indem sie dessen Ausrichtung auf politisches Anwendungswissen und dessen institutioneller Situiertheit auf den Grund geht. Inspirierende Einblicke gewähren auch insbesondere jene Analysebausteine, bei denen Brunner auf Leerstellen und Auslassungen verweist (z.B. 100). Brunner setzt diese Leerstellen ins Verhältnis mit Visualisierungen (126ff). Hier komme ein „Sinnüberschuss“ (127) zum Ausdruck, der von jener Faszination vom Gegenstand erzähle, der nach den eigenen wissenschaftlichen Maßstäben „moralisch und politisch unsagbar ist“ (ebd.). Die Diskursanalyse greift beispielsweise an dieser Stelle auch auf visuelles Material, nämlich Umschlagbilder zu.

Im zweiten empirischen Kapitel erörtert Brunner, wie die Terrorismusforschung zu ihrem Wissen gelangt. „Wege zum Wissen“ ist damit die konsequente Umsetzung des epistemologischen Anspruchs, Wissen als situiertes Wissen und Diskurse als Konstruktionen zu begreifen: Nicht allein das Was der Wissensproduktion, sondern auch das Wie werden einer kritischen Analyse unterzogen. So wird in den Analysen deutlich, wie unscharf die Grenzen wissenschaftlicher Wissensproduktion sein können. Oberflächliche Methodendarstellungen (175), populärwissenschaftliche und journalistische Quellen (163, 191) oder der autorisierende Rückgriff auf mit hegemonialem Wissen bestückte Datenbanken (193ff) sind analytische Ansatzpunkte, über die die Autorin die Methodologie des von ihr untersuchten Forschungsfeldes kritisch vor dem Hintergrund der These okzidentalistischer Selbstvergewisserung diskutiert.

Sechs Modi okzidentalistischer Selbstvergewisserung stellen den dritten Block empirischer Ergebnisse dar. Mit dem Begriff der Modi verweist Brunner erneut auf den prozesshaften, offenen Charakter der diskursiven Konstruktionen und legt die „Verfasstheit der jeweiligen Inhalte“ (221) dar. Die Wandelbarkeit der rekonstruierten Modi und Kategorisierungen erläutert Brunner denn auch am Material: Die Terrorismusforschung erschließt sich als dynamisches Feld, das sein Wissensobjekt immer wieder um- und neu einordnet. Die Fülle an Belegen unterstreicht die Vielfältigkeit der diskursiven Konstruktionen und damit auch die Komplexität der Analyse. Mit den Modi der Pathologisierungen, (Ir-)Rationalisierungen, Sexualisierungen, Historisierungen, Geopolitisierungen und Kulturalisierungen bietet die Autorin analytische Perspektiven auf die okzidentalistischen Selbstvergewisserungsprozesse an, die über ihr eigenes Untersuchungsfeld, die Terrorismusforschung, hinauszuweisen versprechen. So zeigt Brunner beispielsweise am Modus der (Ir-)Rationalisierungen, wie dieser dazu dient, die hegemoniale Position, konkret das staatliche Gewaltmonopol gegenüber jeglicher Hinterfragung abzusichern, indem Selbstmordattentate und ihre Akteur_innen als das ganz andere Andere hergestellt werden (250f). Die verschiedenen Modi verschränken sich genau an diesem Punkt der okzidentalistischen Selbstvergewisserung und liefern damit ein zu erprobendes Raster für Wissensproduktion in anderen (Forschungs-)Feldern.

Für feministische Wissenschaftler_innen bietet die Arbeit eine Vielzahl an Impulsen, auch für Leser_innen, die sich selbst weder in den Politikwissenschaften noch in der Terrorismus- bzw. allgemeiner Gewaltforschung verorten. Erstens bietet die Arbeit spannende methodologische und methodische Anregungen, die für Diskursforschung neue Perspektiven

eröffnen, unabhängig vom konkreten Gegenstand und disziplinären Bezugsraum: Die methodische Umsetzung des methodologischen Anspruchs der Interdependenz ist weiterhin eine Baustelle feministischer Forschung, Brunner wagt sich in dieses Terrain vor und bietet eine Möglichkeit an (44). Zweitens führt Brunner vor, in welche Richtung kritische (Selbst-)Reflexionen akademischer Wissensproduktion laufen können. Mehr noch, sie setzt die Latte für eine solche (Selbst-)Reflexion hoch an und benennt dabei auch eigene Begrenzungen. Drittens lädt ihre Kritik okzidentalistischer Selbstvergewisserung, wie Brunner sie für die Terrorismusforschung nachweist, dazu ein, diese Fragerichtung für andere Forschungsgegenstände und Felder der Wissensproduktion zu erproben. Das „Wissensobjekt Selbstmordattentat“ wird darüber zu einer gewinnbringenden und herausfordernden, wenn auch zeitintensiven Lektüre für feministische Wissenschaftler_innen.

Svea Bräunert

Sven Glawion: Heterogenesis. Männlichkeit in deutschen Erzähltexten 1968-2000. Darmstadt: BÜCHNER-Verlag, 2012, 326 S., ISBN 978-3-941310-27-8, 44,90 €.

Sven Glawion setzt sich in *Heterogenesis* mit narrativen Konstruktionen heterosexueller Männlichkeit in deutschen Erzähltexten von 1968 bis 2000 auseinander. Das Buch geht zurück auf Glawions Dissertation, die im Kontext des Graduiertenkollegs *Geschlecht als Wissenskategorie* an der Humboldt-Universität entstanden ist. Disziplinär ist es sowohl in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft als auch in den Gender Studies verortet und macht ein weites Feld theoretischer Bezüge auf: von Männlichkeitsforschung und Queer Theory, über Religions- und Sozialwissenschaft, bis hin zu Philosophie, Psychoanalyse und Narratologie. Im Mittelpunkt steht die Frage danach, wie Männlichkeit im Erzählen hergestellt und auf Heterosexualität enggeführt wird: „Welches Wissen macht heterosexuelle Männlichkeit erzählbar? Was wird narrativ verhandelt, wenn von der Emanzipation heterosexueller Männlichkeit die Rede ist? Was bewirkt die Stabilität von Heteronormativität?“ (12)

Um sich diesen und weiteren Fragen anzunähern, zieht Glawion ein breites und durchaus heterogenes Spektrum an Texten heran. Zwar konzentriert sich sein Interesse auf ost- und westdeutsche Romane seit 1968, doch stellt er deren Lektüre eine Reihe außerliterarischer Quellen an die Seite. Die für die Studentenbewegung so wichtigen Schriften von Herbert Marcuse und Wilhelm Reich werden ebenso untersucht wie Texte der Männeremanzipation und der DDR-Sexualratgeber *Mann und Frau intim*. Aus der Literaturgeschichte wählt er zudem fünf Erzählungen aus, die paradigmatisch für ihre Zeit und ihren kulturellen Kontext sind. Zwischen 1973 und 1999 erschienen, decken sie „drei Zeiträume deutscher Kultur- und Geschlechtergeschichte“ (12) ab: den politischen Aufbruch und die ‚sexuelle Revolution‘ von 1968 in der BRD, den Staatssozialismus in der DDR und das vereinte Deutschland der 1990er Jahre. Indem Glawion diese Erzählungen aus Literatur, Wissenschaft und sozialer Bewegung im Hinblick auf ihre narrativen Konstruktionen heterosexueller Männlichkeit liest, wirft er einen neuen Blick auf die deutsche Geschichte seit 1968, die „auch eine Geschichte der Männer, aber keine Geschichte einer großen Bewegung oder einer rasanten Veränderung“ (8) ist.

Seine Lektüre macht dabei ein Geflecht sichtbar, in dem Emanzipation und Normativität auf eigentümliche und durchaus spannende Weise zusammenwirken. Das hängt zum einen mit der engen Verbindung von Heterosexualität und Heteronormativität zusammen. So legen

die Texte nahe, dass es einer glaubwürdigen Erzählung von Heterosexualität bedarf, „um als männlicher Mann anerkannt zu werden, [...] da Männlichkeit und Heterosexualität [...] eine symbolische Einheit darstellen“ (285-6) – eine Konstellation, die sich „nicht nur trotz und gegen, sondern auch aufgrund der großen Emanzipationserzählungen in Ost und West als stabil erwiesen“ (296) hat. Heterosexuelle Männlichkeit wird in ihr gerade aufgrund ihrer Normativität zum privilegierten Medium der Emanzipation. Zum anderen ist es Glawion jedoch auch ein Anliegen, das Verhältnis von Heterosexualität und Heteronormativität etwas genauer in den Blick zu bekommen, als dies in der Forschung bisher zumeist getan worden ist. Dabei geht es ihm sowohl darum, „die Vielfältigkeit (männlicher) Heterosexualität“ und ihre „Gestaltbarkeit“ (78) herauszuarbeiten als auch zu betonen, „dass Heteronormativität auch Heterosexualität reguliert.“ (78)

Beide Prozesse – Gestaltbarkeit und Regulierung – lassen sich exemplarisch in den untersuchten Erzählungen wiederfinden. Sie sind elementarer Bestandteil bei der Herstellung dessen, was Glawion als narrative Identität bezeichnet. Damit bezieht er sich (unter anderem) sowohl auf Judith Butlers Überlegungen zur performativen Herstellung von Geschlecht als auch auf die Untersuchungen Walter Erharts zu Männlichkeit und Literatur. Ebenso wie Erhart möchte Glawion das Verhältnis von Text, Erzählen und Wissen als dynamisches verstehen. Das bedeutet, dass literarische Texte Wissen über Geschlecht nicht nur aufnehmen und archivieren, sondern auch selbst herstellen. Es handelt sich um eine Perspektive auf „literarische Männlichkeitskonstruktionen, die Männlichkeit nicht in Literatur abgebildet sieht, sondern diese selbst als narrativ versteht“. (26) Literatur wird folglich als eigene Kategorie des Wissens konzipiert, in die das unterschiedliche und oft nicht als solches markierte (weil als vermeintlich ‚selbstverständlich‘ gesetzte) Wissen über Geschlecht eingeht *und* durch die es zugleich hervorgebracht wird. Besteht doch eine der Besonderheiten des Literarischen darin, dass in ihm „die erzählte Welt erst hergestellt wird, wobei Literatur auch die Möglichkeiten schafft, heterogene oder unmögliche Welten herzustellen“ (83-84) und so die Grenzen und Möglichkeiten des Sagbaren zu erweitern.

Was das für die deutsche Literatur nach 1968 und ihre narrativen Konstruktionen heterosexueller Männlichkeit bedeutet, untersucht Glawion anhand von fünf Erzählungen. Den Auftakt bildet Peter Schneiders *Lenz* (1973) – ein Text, der das politische Projekt der 1960er Jahre einer ersten Revision unterzieht. Männlichkeit wird zum privilegierten Ort dieser Auseinandersetzung. Zwar geht es in der Erzählung vordergründig um die *politische* Biographie des Protagonisten, hintergründig tritt jedoch sein *männliches* Werden als Motiv des Erzählens hervor. *Lenz* folgt einem Muster von *Mannwerdungserzählungen*, das Glawion in allen der von ihm untersuchten Romane feststellt. Er entwickelt den Begriff in Anlehnung an die Gattung des Adoleszenzromans und möchte darunter solche Erzählungen verstanden wissen, „in welchen der Entwicklungsprozess eines jungen Mannes zum erwachsenen Mann im thematischen Zentrum steht oder aber zum narrativen Rahmen für eine andere Erzählung wird“ (32). In *Lenz* gerät analog zur politischen Krise zunächst auch die Männlichkeit des Protagonisten in eine Krise und Heterosexualität wird „zum Gegenstand der Sorge“ (156); doch letztlich wird sie durch eine Reihe von Verwerfungen – vor allem von Homosexualität – bestätigt. Die wichtigsten theoretischen Bezugspunkte in diesem Prozess sind Marx, Reich und Marcuse, nicht aber der Feminismus. Das zweite Erbe von 1968, die Neue Frauenbewegung, wird von *Lenz* also gar nicht erst thematisiert, geschweige denn angetreten.

Aus einer ähnlichen zeithistorischen Gefühlslage ist auch Bernward Vespers posthum veröffentlichter Romanessay *Die Reise* (1977) entstanden, wobei das Buch zumeist im Kontext des westdeutschen Linksterrorismus diskutiert wird. Glawion stellt denn auch die überzeu-

gende These auf, dass sich Vesper mit *Die Reise* in die Geschichte der RAF hineingeschrieben habe, obwohl er in ihr historisch kaum eine Rolle gespielt habe. Einer der Gründe für dieses Hineinschreiben besteht seiner Meinung nach in der Suche nach Männlichkeit, „die über Heterosexualität am glaubwürdigsten und über Linksradikalismus am widerständigsten wird“ (206). Noch sehr viel stärker als bei Schneider bedeutet diese heterosexuelle Ausrichtung jedoch auch die Ausblendung von Homosexualität. So konstatiert Glawion, der den Nachlass im Deutschen Literaturarchiv gesichtet hat, dass sich Vespers „schwule Fantasien [...] zwar in seinen Tagebüchern, kaum aber in seinem Romanessay“ (215) wiederfinden – ein interessanter Aspekt, über den ich angesichts einer immer noch nachholbedürftigen Vesper-Forschung gerne mehr gelesen hätte.

Handelt es sich bei Schneiders *Lenz* und Vespers *Die Reise* um zwei westdeutsche Erzähltexte, so fügt Glawion ihnen mit Ulrich Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.* (1973) ein ostdeutsches Pendant hinzu. Die Erzählung entstammt der gleichen Zeit, aber einem gänzlich anderen gesellschaftlichen Kontext. Wie Glawion unter Bezugnahme auf den DDR-Sexualratgeber *Mann und Frau intim* herausarbeitet, sollte sich der ‚Neue Mensch‘ des Sozialismus auch in einer Neuordnung des Geschlechterverhältnisses wiederfinden. Konkret heißt das: „Mann und Frau werden miteinander sozialistisch. Das darin sich artikulierende Männerideal zentriert Werte wie Rücksichtnahme und liebevolles Eingehen auf Andere, was zum proklamierten Egalitätsanspruch in der DDR passt, aber zutiefst heteronormativ angelegt ist, da es die ‚neue Männlichkeit‘ an heterosexuelles Leben und Begehren bindet und sie zur Paarbildung verpflichtet.“ (129) Plenzdorfs Erzählung partizipiert an einem solchen Ideal der Geschlechter, da auch sie innerhalb der heterosexuellen Matrix verbleibt; zugleich lehnt sie sich aber auch gegen die Biederkeit der verordneten Sexualpolitik auf. Ein wichtiger Bezugspunkt stellt dabei die Literatur dar, wie bereits der auf Goethes *Werther* anspielende Titel deutlich macht. Plenzdorfs Protagonist „bedient sich in seiner retrospektiven Identitätsarbeit literarischer Texte [...], er bleibt jedoch nicht beim Zitat, sondern eignet sich diese Texte an“. (181) Identität wird auf diese Weise als narrative Identität hergestellt; Männlichkeit konstituiert sich im Erzählen. Der intertextuelle Rückgriff auf die Literaturgeschichte macht damit deutlich, dass „Männlichkeit [...] (wie Geschlecht überhaupt) Ergebnis eines Prozesses von Anrufung, Zitat und Wiederholung“ (180) ist.

Geht es in *Die Leiden des jungen W.* noch darum, sich von der rigiden Sexualmoral des ostdeutschen Sozialismus zu emanzipieren und sich einen adoleszenten Freiraum innerhalb der Gesellschaft zu schaffen, so wendet Thomas Brussig in *Helden wie wir* (1995) den Blick bereits zurück auf ein untergehendes System, das sich in der Retrospektive ob seines Beharrens auf Sauberkeit als „perverser Sozialismus“ (235) offenbart. „Dem Spott preisgegeben wird eine historisch-spezifische sozialistische Heteronormativität, wie sie sich in *Mann und Frau intim* idealtypisch artikuliert.“ (244) Weit weniger humoristisch, aber von einer ebenso deutlichen Differenz zu den Emanzipationserzählungen der westdeutschen 1970er Jahre ist auch das zweite Textbeispiel aus der Nachwendezeit der 1990er Jahre getragen. In Benjamin Leberts *Crazy* (1999) ist das Motiv der Adoleszenz besonders stark ausgestaltet, werden Mann- und Erwachsenwerden doch in keiner der anderen Erzählungen so eng verzahnt und als so prekär erfahren. Der Roman zeichnet „das Bild einer krisenhaften männlichen Adoleszenz [...] – als Bild einer Durchstreichung von Männlichkeit bei gleichzeitigem Versuch ihrer Aneignung über narrative Strategien“. (253)

Mit dieser kursorischen Zusammenschau sind nur einige der Aspekte angesprochen, die Glawion in seiner erfreulich gut zu lesenden und interessanten Analyse behandelt. Anderes musste hier leider unerwähnt bleiben, so etwa die religiöse Dimension der *Heterogenesis*. Sie klingt bereits in dem auf die Genesis anspielenden Titel an; darüber hinaus zeichnet

Glawion jedoch auch die Fortschreibung religiöser Motive nach und arbeitet ihren gewichtigen Anteil bei der narrativen Herstellung heterosexueller Männlichkeit heraus. Alles in allem ist so eine äußerst lesenswerte Studie entstanden, die durch ihre theoretische Stringenz und interdisziplinäre Vielfalt überzeugt. Mit seinen Überlegungen zur narrativen Konstruktion von heterosexueller Männlichkeit macht Glawion ein methodisches Angebot, das in Zukunft auch für andere Zusammenhänge aufgegriffen werden kann. Zudem legt er mit seiner Lektüre fünf paradigmatischer Erzählungen anregende und in sich geschlossene Einzelinterpretationen vor, die auch für sich bestehen können. Sie bieten sich als begleitende Seminarlektüre ebenso an, wie sie einen wichtigen Beitrag zur Forschung leisten. Insgesamt hat Glawion mit *Heterogenesis* so einen frischen und zugleich fundierten Blick auf die deutsche Literatur- und Kulturgeschichte seit 1968 geschaffen, die er als eine (mögliche) Geschlechtsgeschichte erzählt, in der sich Männlichkeit und Heterosexualität ebenso narrativ erzeugen und wechselseitig bedingen wie Emanzipation und Normativität.

Charlott Schönwetter

Marion Pape: Gender Palava. Nigerian Women Writing War.

Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2011, 184 S., ISBN: 978-3-86821-282-9, 23,50 €

„Nigerian Women Writers Do Have a Mouth“ konstatiert Marion Pape in ihrem Buch *Gender Palava. Nigerian Women Writing War*, in dem sie das Schaffen nigerianischer Autorinnen untersucht, die sich mit dem Biafra-Konflikt auseinandersetzen. Das Buch, welches eine überarbeitete und übersetzte Fassung der Dissertation von Marion Pape ist, erschien als erster Band in der Reihe „Literaturen und Kunst Afrikas“, herausgegeben von Susanne Gehrman, Flora Veit-Wild und Tobias Wendl.

Pape zeigt in ihrem Buch, wie nigerianische Schriftstellerinnen über den nigerianischen Bürgerkrieg (1967-1970) auch bekannt als Biafra-Krieg, schreiben. Der Krieg war lange Zeit, und ist nach Pape bis heute, ein wichtiger Topos in der nigerianischen Literatur. In ihrer Untersuchung zeigt sie, dass es nicht nur um einen Krieg, sondern auch um einen „gender war“ geht, der in diesen Texten repräsentiert und ausgefochten wird. Nach einem Konflikt/Krieg ginge immer der Kampf um Deutungshoheit, um eine „master narrative“ weiter. So schreibt Pape: “The real reason for the neglect of women’s civil war texts seems to lie in the fact that women’s texts disrupt a discourse which men consider their exclusive domain.” (S. 2)

Sie benutzt den titelgebenden Begriff „wo/man palava“, um die Verhandlung von Geschlechterrollen in der Bürgerkriegsliteratur von Frauen zu untersuchen. Diese greifen in den Kriegsdiskurs ein und entfesseln nach Pape einen „Women’s War“:

While older women often „palava“ in groups, younger ones have to learn to negotiate with men or with the community on their own. Either way, they demonstrate their readiness for and strength in the gender war. (S. 155)

Bereits in der der Einleitung begibt sich Pape auf die Suche nach einer weiblichen Perspektive in der nigerianischen Bürgerkriegsliteratur. Sie stellt heraus, dass der Korpus von Frauen geschriebener Texte bis heute stetig wächst und veröffentlichte Texte – neben mindestens 12 Romanen auch Memoiren, Kurzgeschichten, Theaterstücke und Gedichte – sowie unveröffentlichte Texte – mindestens drei Romane und weitere andere Texte – umfasst. Davon untersucht Pape 14 Romane und 34 Kurzgeschichten, lässt aber auch ihre Kenntnisse der nicht fiktionalen Texte einfließen.

Doch was genau ist darin die weibliche Perspektive? Pape macht deutlich, dass es nicht reicht, die Texte mit Hilfe essentialistischer Betrachtungsweisen zu analysieren, die den Autorinnen ein spezifischeres Interesse an vermeintlich „weiblichen Themen“ zuschreiben. Sie verwehrt sich so einer simplifizierenden Analyse, die schon allein deshalb ausgehoben sei, da gelte: „one [...] additional factor shaping women’s texts on the war is the ethnic origin of the author“. (S. 31) Papes Grundannahme aber lautet, dass Krieg und Geschlecht auf der Ebene der Repräsentation eng verwoben sind. Die Autorinnen würden oftmals den Konflikt mit einem Zerfall bestimmter Geschlechterrollen und einem bestimmten System an Geschlechterbeziehungen gleichsetzen.

Im Kapitel zum historischen Hintergrund führt Pape in eben diesen ein, bevor sie konkret Literatur analysiert. Diese Einbettung ist gerade deswegen wichtig, da erst ein Verständnis des Konfliktes auch die verschiedenen Positioniertheiten der Autorinnen verständlich macht und die unterschiedlichen Standpunkte beim Kampf um eine anschließende „master narrative“ verdeutlicht. Einen besonderen Schwerpunkt legt Pape darauf zu verdeutlichen, welche Rollen Frauen im Bürgerkrieg einnehmen und welche Veränderungen es hinsichtlich der Geschlechterbeziehungen gibt. Pape schlussfolgert:

For many people [...] the Nigerian Civil War is a constant reminder of traumas suffered, but also of difficulties overcome and chances seized. The generally perceived experience of change, preserved in memory, has been taken up and represented by female writers, underlining its importance. (S. 51)

Herzstück des Buches sind die beiden folgenden Kapitel. Das Erste beschäftigt sich mit der Repräsentation des Krieges durch die Autorinnen, wobei Pape unterscheidet zwischen Texten der Igbo Autorinnen und denen der „other side“. Nach einer Analyse der Paratexte stellt Pape fest, dass auch die Autorinnen dem Krieg parteiisch gegenüberstehen und diese Auseinandersetzung auch nach Ende des Konflikts in ihrer Literatur weiterführen. Diese Positioniertheit wird auch deutlich durch die verschiedenen Bezeichnungen des Konfliktes. Diese schwankt zwischen nigerianischer Bürgerkrieg, Biafra-Krieg oder Nigeria-Biafra-Krieg, oder auch das Wort Krieg weglassend als „hostilities“, „conflict“ bzw. einfach „the Biafran story“.

In ihrem Text versucht Pape immer eine Verbindung zwischen dem Schreiben von Autoren, deren Deutungen und den Bezugnahmen darauf durch die untersuchten Autorinnen herzustellen. Sie beobachtet, dass die Autorinnen oftmals Protagonistinnen als Verkörperung Biafras verwenden. Doch einen entscheidenden Unterschied zu der gleichen Verwendung des Bildes durch die Autoren gäbe es:

[...] in contrast to the „good“ women in male literature [...] almost all female protagonists of texts by Igbo women do not die or surrender themselves to their fate or to their husbands, but rather carry on fighting or confidently go their own way. (S. 85)

Dies spiegelt sich auch darin wider, dass die Texte der Autorinnen sich viel häufiger dadurch ausweisen, dass in ihnen eine Zukunft vorstellbar ist, wo bei Autoren Zukunft, wenn sie überhaupt vorstellbar scheint, problematisiert wird. Auch die Autorinnen entwerfen keinesfalls Utopien, viel eher bleiben sie pragmatisch. Protagonistinnen können jedoch versuchen vormals männlich geprägte Räume einzunehmen als Resultat der „gender disorder caused by war“ (S. 99).

Das letzte Kapitel vor der Schlussfolgerung und zweite Analyse-Kapitel ist „From Civil War to Gender War“ benannt und widmet sich eben jenen Aushandlungen, die bereits in den ersten Kapiteln angerissen wurden. Wenn Autoren in ihren Werken, dass Durcheinanderge-

raten von Geschlechterrollen, als ein Auseinanderfallen einer „natürlichen Ordnung“ bewerten, zeigen Autorinnen doch viel eher, dass es sich um soziale, änderbare Konstruktionen handelt. Und diese Änderungen heißen sie durchaus gut: „The female writer portray the crumbling of the old order and at the same time offer suggestions for a new beginning which has become possible through the war.“ (S. 101)

Die meisten Autorinnen dekonstruieren das herkömmliche Held_innen-Bild, indem sie dem Glorifizieren von Kampf vieler Autoren eigene Entwürfe entgegensetzen: Positiv werden jene Figuren dargestellt, deren Priorität Überleben ist. Auch andere Werte zeigen die Autorinnen als verhandelbar und flexibel. Dabei wird vor allem deutlich gemacht, dass „old gender roles and images do not apply the way they did before the war and that they have changed is irrevocable“. (S. 155)

Nigerianische Autorinnen haben sich durch ihre Texte immer wieder eingebracht in die Erzählungen um den Krieg und tun dies bis heute. Sie greifen eine „master narrative“, die durch männliche Stimmen besonders geprägt ist, an und ergänzen sie durch vielfältige weitere Stimmen. Dabei ist vor allem der Fokus auf Geschlechterbeziehung etwas, was dem zuvor eher männlich dominierten Korpus gefehlt hat.

Marion Pape schafft es in ihrem Buch, einen beachtlichen Korpus an Literatur zu betrachten. Dabei bemerkt der_die Leser_in, mit welcher Akribie Pape die Texte zusammengesammelt hat. Sie gibt einen kompakten Überblick über den aktuellen Status dieses Korpus und es gelingt ihr spannend aufzuzeigen, wie besonders Frauen über Krieg und Geschlecht verhandeln, ohne dass sie die sehr unterschiedlichen Positionen und Prämissen der Autorinnen ignoriert.

Natasha A. Kelly

Brigitte Hipfl; Kristín Loftsdóttir (Eds.): Teaching race with a gendered edge: teaching with gender; European women's studies in international and interdisciplinary classrooms. Budapest: Central European University Press 2012, 162 p., ISBN: 978-6155225055

Als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU mit Schwerpunkt in der Rassismus- und Sexismusforschung hat mich der Titel des hier rezensierten Buchbandes sofort angesprochen. Denn als Schwarze Frau lassen sich Rassismus und Sexismus aus meiner Position nicht trennen, d.h. beide Kategorien sind intersektional und bringen demnach spezifische Diskriminierungserfahrungen aufgrund der Hautfarbe und des vermeintlichen Geschlechts hervor – eine grundlegende Tatsache, die ich in meinen Seminaren stets hervorzuheben versuche, was jedoch bei vielen meiner mehrheitlich *weißen* Student_innen – nicht immer, aber doch immer wieder – auf Unverständnis stößt.

„Teaching ‚Race‘ with a Gendered Edge“ könnte demnach einen Lösungsansatz bieten, wie ich in Zukunft mit diesem Problem umgehen könnte – so dachte ich, als ich das Buch in die Hand nahm. In der Einleitung werden bereits viele mir bekannte Hürden der Forschungslehre in den Gender Studies angesprochen, wie z. B. Student_innen dazu zu bewegen, alles, was sie bis dato gelernt haben in Frage zu stellen und/oder im Kontext bestimmter Geschichte(n) kritisch zu reflektieren. Auch wird auf viele mögliche „Rassismusfallen“ hingewiesen, die sich beispielsweise in Sprache und in imaginären Vorstellungen von Nation oder Staatsbürger_innenschaft verbergen (könnten). Problematisiert wird zudem die

Un_Sichtbarmachung von *Weißsein* und dessen Wirkungsmacht auf Schwarze Frauen, die zwar unbenannt sind, aber wohl mit dem „Women-of-Colour-Konzept“ mitgedacht werden. Im Hauptteil der englischsprachigen Publikation kommen dann Lehrende aus unterschiedlichen europäischen Ländern zu Wort – Italien, Polen, Dänemark, Frankreich und Portugal. Leider fehlen – wie sehr häufig im Kontext von Rassismus und Sexismus – deutsche Erfahrungsberichte. Hier schwingt wieder einmal in gelassener Subtilität die Argumentationslinie mit, Deutschland sei ja im Vergleich zu anderen europäischen Ländern nicht maßgeblich am globalen Kolonialisierungsprozess beteiligt gewesen und demnach könne es ja in Deutschland gar keinen Rassismus/Sexismus geben ...

Nichtsdestotrotz geben die internationalen Forscher_innen einen guten ersten Einblick in globale Aspekte politischer und historischer Lokalisierungs-, Kanonisierungs- und Autorisierungsprozesse und verknüpfen diese mit *Race* und *Gender Relations*. Auf diese Weise bietet das Handbuch eine informative Aufstellung und europäische Vergleichsmöglichkeit von hegemonialen Machtverhältnissen, die nicht nur in Deutschland, sondern europaweit ihre spezifischen Wirkungen zeigen.

Das Buch ist in einfacher Sprache geschrieben, sehr gut und schnell lesbar und eignet sich daher auch für nicht-akademische Zwecke. Es werden viele Fragen aufgeworfen, die es für den deutschen Kontext zu beantworten gilt, so z.B. inwieweit Kunst in der Lage ist, historische Fakten wiederzugeben oder inwieweit Länder wie das heutige Polen, das keine eigenen Kolonien besaß, von einer andauernden Kolonialität betroffen ist. Jeder Beitrag des Buches endet mit Schlussfolgerungen oder Fragen und Aufgaben, die für die didaktische Planung von Lehrveranstaltungen genutzt werden können. Inwieweit diese vorgeschlagenen Arbeitsanweisungen übertragbar sind, wird auszuprobieren sein.

Ergänzung von Karin Aleksander (Genderbibliothek des ZtG)

Das von Natasha Kelly rezensierte Buch ist bereits der neunte Band der ATGENDER-Serie „Teaching with Gender“, wobei der erste Titel noch vom Programm ATHENA 2 und dem Women's Studies Centre der National University of Ireland und die Bände 2 bis 8 von ATHENA 3 in Utrecht und dem Centre for Gender Studies an der Universität Stockholm herausgegeben worden sind.

Die Bände dieser Reihe sind von ATGENDER als der European Association for Gender Research, Education and Documentation extra für die Lehre in Gender Studies konzipiert worden. Folgende Themen sind in den erschienenen neun Bänden bearbeitet worden:

- Volume 1: Teaching with Memories
- Volume 2: Teaching Gender, Diversity and Urban Space
- Volume 3: Teaching Gender in Social Work
- Volume 4: Teaching Subjectivity
- Volume 5: Teaching with the Third Wave
- Volume 6: Teaching Visual Culture in an Interdisciplinary Classroom
- Volume 7: Teaching Empires
- Volume 8: Teaching Intersectionality
- Volume 9: Teaching “Race” with a Gendered Edge

Weitere Bände dieser Reihe sind geplant. ATGENDER ruft auch Forschungsgruppen dazu auf, selbst ein Thema vorzuschlagen und ein Buch zu entwickeln. Ein Call for proposals ist auf der ATGENDER-Homepage veröffentlicht.¹

Leider befinden sich die Teaching Gender-Bücher (noch) nicht in den Beständen der traditionellen Bibliotheken. Einzig der Band 3 wird in der Bibliothek der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin nachgewiesen, weil sich darin ein Artikel einer Wissenschaftlerin dieser Hochschule befindet. In der Genderbibliothek des ZtG sind alle Bände vorrätig, auch für das Grimm-Zentrum stehen sie auf der Bestellliste. Außerdem sind alle Publikationen auf der ATGENDER-Homepage auch online zu lesen (unter:

<http://www.atgender.eu/index.php/initiativesmenu/teachingwgen/twgvolumes>) und damit für die Lehrveranstaltungen zu nutzen.

Stefanie Lemke

Frauen als Akteurinnen stärken, Männer mehr einbeziehen – Herausforderungen für Agrarpolitik und Entwicklungszusammenarbeit

Rita Schäfer: Gender und ländliche Entwicklung in Afrika. Eine kommentierte Bibliographie. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Spektrum 75. Berliner Reihe zu Gesellschaft, Wirtschaft und Politik in Entwicklungsländern. Münster: LIT Verlag 2012, 481 S., ISBN 978-3825850531, 39,90 €

Es hat sich auf den ersten Blick nicht viel zum Positiven verändert für die Frauen in den ländlichen Gebieten Afrikas. Sie tragen nach wie vor die Hauptlast der Arbeit in der Landwirtschaft und sind maßgeblich zuständig für die Nahrungsversorgung ihrer Familien. Dennoch sind sie aufgrund sozialer Normen und struktureller Diskriminierung immer noch stark benachteiligt im Hinblick auf den Zugang zu Land, Märkten, Krediten, Bildung, technischen Innovationen und Agrarberatung. Dies bestätigen neuere wissenschaftliche und andere Studien, die gleichzeitig die wichtige Rolle der Frauen für eine nachhaltige Landwirtschaft und Ernährungssicherung betonen (siehe u.a. in dieser Bibliographie, S. 24: FAO, 2011, „Women and Agriculture, Closing the gender gap“; S. 66: UN/UNIFEM, 2008, „Rural women in a changing world“). Auch wenn die Gesetzgebungen und Verfassungen einiger afrikanischer Länder die Rechte von Frauen inzwischen stärker berücksichtigen, schlägt sich dies oft nicht in einer Verbesserung ihrer Lebensrealität nieder. Wir müssen uns fragen, warum sich insgesamt nicht mehr oder schneller verändert. Zudem wird die Genderforschung auch heute noch oft als „Forschung über Frauen“ missverstanden.

Mit der vorliegenden aktualisierten und erweiterten 3. Auflage der Bibliographie *Gender und ländliche Entwicklung in Afrika* bietet Rita Schäfer einen umfassenden interdisziplinären Überblick über den neuesten Stand der Geschlechterforschung zur ländlichen Entwicklung in Afrika. Auch frühere Kolonialstudien und Forschungsklassiker zur Frauen- und Agrarforschung in ländlichen Gebieten Afrikas, die bis in die 1920er Jahre zurückreichen, werden miteinbezogen. Neben ethnologischen, soziologischen, agrarwissenschaftlichen und entwicklungspolitischen Fachzeitschriften wertet sie historische, medizinische, rechts-, wirtschafts- und afrikawissenschaftliche Fachzeitschriften aus. Weiterhin werden Bücher, Beiträge in Sammelbänden sowie veröffentlichte und unveröffentlichte Studien zahlreicher

¹ <http://www.atgender.eu/index.php/initiativesmenu/teachingwgen/twgcalleforproposals>

afrikanischer, europäischer und internationaler Forschungsinstitutionen kommentiert. Es ist ein besonderes Anliegen der Autorin, den Forschungsstand von Wissenschaftlern und Entwicklungsexperten in Afrika zu dokumentieren. Sie plädiert dafür, deren Kompetenzen und Erkenntnisse künftig stärker anzuerkennen. Die Untergliederung der Beiträge in Regionen und einzelne Länder sowie die alphabetische Ordnung der Autoren erleichtert die Orientierung.

Schlüsselthemen und Defizite in der Forschung

Die Ethnologin stellt in ihrer detaillierten und gleichzeitig sehr straffen Einleitung zunächst die Bandbreite und Problemkomplexität des Themas Gender und ländliche Entwicklung dar. Dabei erläutert sie Genderaspekte hinsichtlich des Zugangs zu Land, Märkten, agrarökologischem Wissen, Agrarberatung und Partizipation. Die Anbaukompetenzen und das agrarökologische Wissen von Frauen werden auch in der modernen Landwirtschaft häufig ignoriert, und politische Entscheidungsträger und Entwicklungsplaner orientieren sich unzureichend an den Interessen kleinbäuerlicher Produzentinnen, obwohl diese die meiste Arbeit in der Subsistenz- und Marktproduktion leisten. Dabei lässt Rita Schäfer auch die fehlende Verhandlungsmacht sozial marginalisierter Männer gegenüber ländlichen Entscheidungsgremien nicht außer Acht und plädiert für eine stärkere Beachtung der Hierarchien, Ausbeutung und Gewaltmuster zwischen Männern. Weitere zentrale Themen sind koloniale Eingriffe in ländliche Anbausysteme sowie nachkoloniale Agrarpolitik, Landreformen und „Land grabbing“, ebenso wie die Auswirkungen von Entwicklungsprogrammen, Wanderarbeit und HIV/AIDS. Die Folgen des Klimawandels sowie die negativen Auswirkungen von Bürgerkriegen auf ländliche Gesellschaften, ihre Ernährungssicherung und Livelihood-Strategien werden ebenfalls thematisiert. Die Autorin zeigt weiterhin richtungsweisende Schlüsselthemen und Defizite in Forschung und Agrarprogrammen auf und verbindet dies mit wertvollen Hinweisen für zukünftige politische Planungen und Entwicklungszusammenarbeit.

Im Kapitel „Überblicksliteratur“ fasst die Autorin zunächst Veröffentlichungen zusammen, die sich mit den strukturellen Problemen im Kontext von Gender und ländlicher Entwicklung befassen und somit einen Gesamtüberblick über die Länder Afrikas südlich der Sahara geben. Seit Erscheinen der 2. Auflage dieser Bibliographie 2003 haben bestimmte Themen an Gewicht gewonnen. Dazu gehören die sozialen und ökonomischen Auswirkungen von HIV/AIDS – die Versorgung kranker Familienmitglieder und von AIDS-Waisen wird oft von Frauen geleistet; Verschleppung, Vertreibung und sexualisierte Gewalt gegen Frauen in Kriegs- und Nachkriegsgebieten, was u.a. die Möglichkeit von Frauen, das Land zu bewirtschaften und ihre Familien zu versorgen, erheblich erschwert oder unmöglich macht; negative Folgen des Klimawandels und sich verschlechternder Umweltbedingungen; und nicht zuletzt die anhaltende Problematik fehlender Landrechte für Frauen sowie geschlechtsspezifische Auswirkungen des sogenannten „Land grabbing“.

Zwar hat sich die Gesetzgebung und Rechtsprechung in manchen Ländern inzwischen zugunsten von Frauen verändert, dank der Arbeit von Frauenrechtsorganisationen, die Rechtsreformen konzipieren und sich für ihre Umsetzung stark machen. Ein Beispiel hierfür ist Kenia, das am 27. August 2010 eine neue Verfassung verabschiedet hat, die u.a. die Rechte von Frauen hinsichtlich des Besitzes und der Vererbung von Land stärkt und sich gegen die Diskriminierung von Frauen ausspricht. Mehrere Beiträge dieser Bibliographie befassen sich mit der Bedeutung der Landrechte für Frauen in Kenia, zum Beispiel Patricia Kameri-Mbote (S. 277) aus dem Jahre 2009 mit dem Titel „What does it take to realize the promises? Protecting women's rights in the Kenya National Land Policy of 2009“ (in: *Feminist Africa*, vol. 12, S. 87-94). Der Beitrag von Akinyi Nzioki (S. 290) aus dem Jahre

2010 unter dem Titel „Land grabbers and women’s rights in Kenya“ beschreibt die negativen Auswirkungen großflächiger Landprivatisierung, wodurch u.a. die Existenzgrundlagen vieler Frauen zerstört werden (in: *Femina Politica*, no. 2, S. 120-124). Der Artikel von Jessica Chu (S. 14) aus dem Jahre 2011 mit dem Titel „Gender and land grabbing in Sub-Saharan Africa, Women’s land rights and customary land tenure“ (in: *Development*, vol. 51, no. 1, S. 35-39) ist einer von mehreren in dieser Bibliographie erwähnten Beiträgen, die sich mit den geschlechtsspezifischen Folgen von Landenteignungen in anderen Regionen Afrikas befassen.

Frauen als Akteure und nicht als Opfer: Zeit für einen Perspektivenwechsel

In der zukünftigen Betrachtung des Themenfeldes Gender und ländliche Entwicklung ist eine veränderte Perspektive erforderlich, bei der die Ressourcen und Bewältigungsstrategien von Frauen in den Fokus rücken. Wie Rita Schäfer betont: „Die Handlungsrationalität einzelner Frauen und von Frauengruppen sollte noch stärker als bisher zum Schlüsselbegriff von Forschungen und Entwicklungsplanungen werden“ (S. xi). Dies kann nur gelingen, wenn auf der Mikroebene unterschiedliche Haushaltsformen und ihre internen Dynamiken erforscht werden. So sind zum Beispiel von Frauen geleitete Haushalte keineswegs homogen, und neben dem Spannungsverhältnis zwischen Frauen und Männern existieren ebenfalls Differenzen von Frauen untereinander aufgrund ihres Alters, Ehestatus, ihrer Ethnizität und Religion sowie vielfältige andere Dynamiken innerhalb von Haushalten. Weiterhin ist der ländliche Haushalt in der Regel nicht als Produktions- und Konsumeinheit zu verstehen, und obwohl Männer nach wie vor automatisch als Haushaltsvorstand angesehen werden, entspricht dies nicht der Realität. Viele Haushalte werden de facto von Frauen geleitet, teils wegen der Wanderarbeit der Männer, teils weil sich aufgrund sozio-ökonomischer Veränderungen, und nicht zuletzt durch die hohe AIDS-Rate, flexiblere Lebensgemeinschaften gebildet haben. Es sollte mehr anerkannt werden, welche Ressourcen Frauen mobilisieren können, um den sozio-ökonomischen Wandel aktiv mitzugestalten, wie u.a. der Beitrag von Jane Guyer (S. 31) aus dem Jahre 1991 mit dem Titel „Female farming in anthropology and African history“ zeigt (in: Di Leonardo, Michaela [eds.]: *Gender at the crossroads of knowledge, Feminist anthropology in the post modern era*, California University Press, Berkeley, S. 257-277). Sowohl dieser wie auch weitere Beiträge zu diesem Thema liegen bereits einige Zeit zurück, dennoch erfährt die Sichtweise der Akteure nach wie vor zu wenig Aufmerksamkeit. Die Autorin weist in diesem Zusammenhang auch auf interdisziplinäre Forscherinnen-Netzwerke im südlichen Afrika hin, die mit ihrer Praxisorientierung und politischen Ausrichtung zukünftig Anhaltspunkte für eine Neuorientierung bieten können. Möglicherweise könnten auch menschenrechts-basierte Forschungsansätze, in denen marginalisierte Gruppen als aktiv Beteiligte und Inhaber von Rechten und nicht als Hilfe-Empfänger betrachtet werden, zu einem Umdenken beitragen.

Männer müssen stärker einbezogen und sich verändernde Rollenverständnisse beachtet werden

Rita Schäfer plädiert dafür, den Fokus in der politischen Planung und Entwicklungszusammenarbeit zu erweitern und bisher benachteiligten Forschungsthemen mehr Raum zu gewähren. So sollten, neben einer nach wie vor notwendigen Stärkung der Frauen als Akteurinnen, Männer mehr als bisher an Transformationsprozessen ländlicher Wirtschaftssysteme und Gesellschaften beteiligt werden. Dies scheidert häufig daran, dass die Veränderung der Rollenverständnisse und Selbstbilder von Männern in vielen ländlichen afrikanischen Gesellschaften zu wenig Aufmerksamkeit erfährt. Die Autorin thematisiert u.a. die

soziale Marginalisierung von jungen Männern, denen Landrechte und die Gründung einer Familie vorenthalten werden, was in manchen Regionen Geschlechterkonflikte und Gewalt zur Folge hat. Dazu merkt sie an (S. xi): „Die Maskulinitätsforschung wird erst allmählich als Wissenschaftszweig akzeptiert, vor allem technisch ausgerichtete Agrar- und Entwicklungsexperten haben Berührungängste, die aus ihrem eigenen Selbstverständnis von Machbarkeit und Planbarkeit resultieren. Zu hoffen ist, dass Maskulinitätsforscher bald nicht mehr den Spott ihrer Kollegen fürchten müssen.“

Veränderungen sind nicht immer quantitativ messbar

Trotz der vielfältigen aufgezeigten Herausforderungen darf nicht übersehen werden, dass es auch positive Beispiele und Entwicklungen gibt. Dies kann allerdings nur dann (an)erkannt werden, wenn Evaluierungen und projektbegleitende Untersuchungen nicht mit reduktionistischen Ansätzen vorgehen, wie die Autorin betont (S. x). Sozio-ökonomische und kulturelle Veränderungen benötigen Zeit und lassen sich oft nicht mit „harten“ Daten und Zahlen messen, auch wenn manche Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit dies einfordern. Hier können vor allem sozialanthropologische Studien und auch solche, die partizipative und qualitative Methoden einbeziehen, zu einem dringend notwendigen erweiterten Verständnis über den „Erfolg“ und die Nachhaltigkeit von Programmen beitragen.

Diese Bibliographie ist ein „Muss“ für alle mit Gender und ländlicher Entwicklung befassten Studierenden, Wissenschaftler, Entwicklungsexperten und Agrarplaner. Es wäre von großem Wert, wenn sie auch auf Englisch verfügbar und somit den Wissenschaftlern und Experten in den betreffenden Ländern zugänglich wäre.

Dr. Stefanie Lemke, Lehrstuhl Gender und Ernährung, Institut für Sozialwissenschaften des Agrarbereichs, Universität Hohenheim, Stuttgart
e-mail: stefanie.lemke@uni-hohenheim.de